

ZEITSCHRIFT
FÜR BIBLIOTHEKSWESEN
UND BIBLIOGRAPHIE

VEREINIGT MIT
ZENTRALBLATT FÜR BIBLIOTHEKSWESEN

HERAUSGEGEBEN VON K.-D. LEHMANN
unter Mitwirkung von
HORST BRAUN, HANS-PETER GEH, EKKEHARD HENSCHKE,
JÜRGEN HERING, HERMANN LESKIEN, KONRAD MARWINSKI,
ELISABETH NIGGEMANN, ULRICH OTT

JAHRGANG 44
1997



VITTORIO KLOSTERMANN · FRANKFURT AM MAIN

Zeitschrift für
Bibliothekswesen
und Bibliographie
4/97

vereinigt mit
Zentralblatt für Bibliothekswesen

Herausgegeben von Klaus-Dieter Lehmann

44. Jahrgang · Heft 4
Juli/August 1997



Vittorio Klostermann · Frankfurt am Main

PETER STROHSCHNEIDER

Über das Gedächtnis der Bibliothek

Die zuerst als Ansprache bei einem Festakt der „Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden“ formulierten Bemerkungen beziehen Überlegungen zu den kulturellen Folgen von Schrift und zu den Wachstumsschüben schriftlich gespeicherten Wissens auf die Institution der Bibliothek. Sie skizzieren deren kulturelle Gedächtnisfunktionen und leiten daraus auch Prinzipien des Verhältnisses von Bibliothek und Wissenschaft bzw. Universität ab.

Die Dresdner Bibliothek feiert und läßt sich feiern.¹ Sie hat auch am Tag der Amtseinführung ihres Generaldirektors allen Grund dazu und nimmt zugleich Gelegenheit, dem neuen Leiter herzlich alles Glück, ihm Energie, Phantasie und heitere Gelassenheit zu wünschen und dazu freundliche Gesprächs- und konstruktive Verhandlungspartner, welche wissen, daß die Interessen einer großen wissenschaftlichen Bibliothek immer mehr als bloß partikularistische sind.

Freilich bedeutet eine solche Inauguration nicht nur für den neuen Generaldirektor eine Zäsur, sondern selbstverständlich auch für die Bibliothek. Sie markiert den Beginn einer zweiten Etappe ihrer Geschichte als integrierte Staats- und Universitätsbibliothek in Dresden. Und es scheint nicht ohne Beziehungssinn, daß dies – ein Jahr nach ihrer juristischen Errichtung – fast auf den Tag genau mit dem ersten ‚Geburtstag‘ der neuen Bibliothek zusammenfällt. Insofern gibt eine solche Inaugurationsfeier auch allen Anlaß zu einem Rückblick auf dieses ‚erste‘ Jahr – was sich fast von selbst versteht: In der Ausnahmesituation des Festes beziehen wir stets Zukunft und Vergangenheit aufeinander, vermitteln wir das Wünschen mit dem Erinnern. Und solche Erinnerung verbindet sich zumal mit dem sehr herzlichen Dank an alle diejenigen, die in, mit und für die Bibliothek gearbeitet haben, vor allem also dem Dank an den bisherigen kommissarischen Generaldirektor für sein wahrhaft beipiello-

¹ Diese Überlegungen wurden zuerst als Ansprache zur Verabschiedung von Prof. Dr. Günter Gattermann und zur Einführung von Jürgen Hering in das Amt des Generaldirektors der ‚Sächsischen Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden‘ am 10. Januar 1997 vorgebracht. Die Spuren solcher Anläßlichkeit wollte ich im hier gedruckten Text nicht gänzlich verwischen.

ses Engagement, sein so umsichtiges wie wirksames, sein gleichermaßen sensibles und energisches Wirken zum Besten der SLUB und ihrer Leser.

Die Bibliothek feiert also und feiert dabei zugleich ihren bisherigen und ihren neuen Generaldirektor. Indes geschieht dabei noch mehr: In einer solchen feierlichen Verabschiedung und Amtseinführung stellt sich zugleich der Rang der Bibliothek dar; auch zumal in den Gästen. Solcher symbolischen Darstellung und Verkörperung ihrer Geltung, ihrer Prinzipien und Funktionen bedarf jede Institution. Institutionen gehen nie in ihrer funktionalen Effizienz auf. Diese hängt vielmehr ihrerseits immer auch davon ab, daß ihr Sinn, ihre Bedeutung repräsentativ vergegenwärtigt werden. Darum ist ein solcher festlicher Akt keineswegs etwas Akzidenzielles, auf das sich gegebenenfalls auch leicht verzichten ließe. Gleichwohl kann man sich fragen, ob Bibliothek und Fest nicht eine in gewissem Sinne stets auch spannungsvolle Konfiguration darstellen.

Als ich darüber nachdachte, was ich meinestils zu einem solchen Festakt würde beitragen können, kam mir indes zunächst anderes in den Sinn: Die aktuellen Krisen des Bibliothekswesens überhaupt, die Schwierigkeiten der SLUB im besonderen und manche nicht weniger aktuellen Antwortmöglichkeiten. Ich dachte etwa an jene bedrängende ‚Publikationsflut‘ – wie man in einer Metapher der Unaufhaltsamkeit so sagt –, an jene Explosion des Publizierens, welche vom Ausbau universitärer Evaluationsrituale mit ihrem Effekt des ‚publish or perish‘ zuverlässig weiter gefördert werden wird und welcher Flut Herr zu werden sich die Bibliothekare offenbar so gut gewappnet fühlen wie schon vor über 3000 Jahren der Prediger Salomo: *Componendi libros nullus est finis* (Pr. 12.12). Selbstverständlich fielen mir auch die Finanz- und Raumprobleme der Bibliothek ein, und dazu aber glücklicherweise auch Texte wie der »*Catalogus catalogorum perpetuo durabilis*« des Johann Fischart. Dieser große Sprachalchimist hatte auf die Wissens- und Schriftexplosion seines eigenen, des 16. Jahrhunderts mit einem sich selbst komisch ad absurdum führenden Entwurf der Bibliothek als universales Gedächtnis geantwortet. Es verzeichnet nämlich nicht nur alle irgend bezeugten Schriften, erhaltene wie verlorene, antike wie moderne, handschriftliche wie gedruckte, sondern auch die meisten jener Bücher, die überhaupt erst noch geschrieben werden müssen.² Richtete man das Bestandsprofil einer Bibliothek zunächst einmal –

² Johann Fischart: *Catalogus catalogorum perpetuo durabilis* (1590). Mit Einleitung und Erläuterungen hrsg. von Michael Schilling. (Neudrucke deutscher Literaturwerke ; 46) Tübingen: Niemeyer, 1993.

wahrhaft zukunftsorientiert und insofern hochmodern – an diesem Segment des Fischartschen Super-Katalogs aus, dann hätte dies immerhin den Vorteil, haushalts- und stellflächenneutral zu sein.

Doch will ich nicht an weitere solcher Vorschläge hier erinnern (es gibt ihrer genügend): Allzu leicht möchte in diesem Fall das historische Wissen eines Literaturwissenschaftlers denn doch einmal das Interesse selbst der Haushaltsexperten finden können, und das wäre zu riskant. Sprechen wir stattdessen – und weil Feiern immer auch Erinnerungsakte sind – lieber von etwas anderem: Von jenem Prinzip nämlich, das seit den Anfängen der Reflexion auf die Folgen der Schriftkultur in Platons »*Phaidros*« (274c-278b) für das Nachdenken über die Bibliothek ein Thema ist und welches Prinzip bei den Beobachtern der neuzeitlichen Schriftexplosion – nicht nur bei Fischart – in gesteigertem Maße virulent wird: Von der Bibliothek als Gedächtnis und vom Gedächtnis der Bibliothek. Und dies nicht in der Perspektive stets hochaktueller Krisen, sondern in der Perspektive des Festes. Ich wollte fragen, ob Bibliothek und Fest nicht eine in gewissem Sinne spannungsvolle Konfiguration bilden, und ich tue dies in Form einiger kulturwissenschaftlicher Erinnerungen. Sie werden vieles, insbesondere auch lange und historisch komplexe Perioden der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, ausblenden müssen zugunsten einiger Bemerkungen über prinzipielle Erinnerungsfunktionen der Bibliothek: in einem ersten Schritt unter dem Aspekt der Schrift, welche in der Bibliothek aufbewahrt wird, in einem zweiten Schritt unter dem Aspekt ihrer Speicherung.

Es gibt ja viele Möglichkeiten, zu bestimmen, was eine Bibliothek sei: eine Büchersammlung, ein Speicher menschlichen Wissens, ein Informationsdienstleister, eine Medienzentrale, ein Schatzhaus, ein Labyrinth usw., für die mittelalterlichen Mönche ein *armarium*, für barocke Architekten ein Theater, für Jorge Luis Borges das Universum überhaupt. Dabei hebt freilich jede solche Bestimmung historisch spezifische Formen und Funktionen von Bibliothek heraus. Mir geht es heute um jene Dimensionen, die nicht leicht digital substituiert werden könnten (manche werden solches freilich für eine alteuropäische Träumerei halten – nun denn!). Ich wähle also eine ganz triviale Bestimmung – perspektivisch begrenzt wie jede andere: Fassen wir die Bibliothek einmal auf als eine *Institutionalisierungsform der Gesellschaft, insofern sie eine lesende Gesellschaft ist*. Bibliothek setzt Lektüre voraus, Lektüre setzt Schrift voraus. Höchst einfach, zeigt ein solcher Ansatz doch sogleich dies: Wir können feiern, indem wir reden, singen, musizieren oder tanzen. Wir können aber nicht gleichzeitig lesen und feiern. Die Ausnahmen von dieser Regel, die es freilich

gibt, sind rituelle Ausnahmesituationen: der Gottesdienst natürlich und seine kunstreligiösen Ableger bis hin zu den Zeremonien des George-Kreises. Im allgemeinen aber schließen Lesen und Feiern einander aus: Das Geräuschvolle und Gemeinschaftliche des Festes, von Reden und Musik, durchbricht die stille Vereinzelung der Lesenden. Nicht ‚Jubilate‘, sondern ‚Silentium‘ ist das Eingangswort in den Lesesaal und es bezieht sich keineswegs nur auf dessen akustische Gegebenheiten. Das Schweigen isoliert die Leser auch voneinander. Lesend blicken wir auf das Buch, nicht auf den anderen. In der Lektüre bilden wir Sozialität nicht durch direkten Austausch mit Anwesenden, sondern in der höchst komplex vermittelten Form der Kommunikation mit Abwesenden. Und wir bilden also eine andere Form von Sozialität: Zusammenhalt im Raum und Dauer in der Zeit, Erinnerung und Wertbindung sind in ihr sehr grundsätzlich über Texte und über deren Lektüre vermittelt. Wer aber liest, der kann nicht zugleich feiern.

Wer also feiert dann? Eine Antwort wäre zu sagen: Die Nicht-Leser. Und dies meine ich natürlich nicht als Kalauer, sondern darin verbirgt sich eine kulturhistorische Einsicht. Man kann sie, wie dies in den letzten Jahren insbesondere eine interdisziplinäre Wissenschaftlergruppe um den Heidelberger Ägyptologen Jan Assmann getan hat, in ein Konzept des kulturellen Gedächtnisses fassen. Gemeint sind damit die Formen, in welchen Gesellschaften Traditionen bilden, in welchen sie über sich selbst, ihre Werte und Normen sich verständigen können, in welchen sie Geschichte und Zeit konstituieren und dieserart soziokulturelle Kohärenz und Persistenz aufbauen.

Die allgemeinere Bedeutung eines solchen Konzeptes, das Kultur von den Organisationsformen der Erinnerung her zu denken versucht, ergibt sich nicht zuletzt daraus, daß man in ihm oft sehr einsichtig den Zusammenhang beschreiben kann zwischen den Formen der Codierung, Speicherung und Prozessierung kulturellen Sinns einerseits und tiefreichenden Strukturen im Bereich kollektiver Identitäten andererseits; ein Zusammenhang, der sich etwa in der alten Welt besonders deutlich darin zeigt, daß zum Beispiel der Untergang einzelner Völker zumeist auf kollektivem und kulturellem Vergessen beruht. Und selbst in unserer eigenen schönen Medienwelt wird Krieg ja noch immer auch geführt mit den Waffen der Zerstörung kultureller Erinnerung – daran ermißt sich deren Bedeutung: Die Zerbombung der Sarajewoer Nationalbibliothek im jugoslawischen Bürgerkrieg hat das zuletzt auch auf den Fernsehbildschirmen wieder präsent gemacht. Weit entfernt von jenem Grauen und viel weniger spektakulär zeigte sich dieser Zusammenhang von kulturellem Ge-

dächtnis und Gruppenidentität – dies nur nebenbei gesagt – aber etwa auch darin, daß sich die Arbeit am kollektiven Bewußtsein in Dresden und Sachsen nicht zuletzt und mit besonderer Heftigkeit aktualisiert hat im öffentlichen Streit um Traditionen, Modelle und Strukturen des Bibliothekssystems. Gesellschaftliches Selbstverständnis und die Organisationsformen des kulturellen Gedächtnisses sind hier nicht weniger eng aufeinander bezogen, als etwa auch bei der neuen Pariser Nationalbibliothek: Deren kulturelle Logik ist ja nicht zuletzt diejenige des europäischen Einigungsprozesses, vielmehr diejenige der Ausbalancierung seiner Folgen für die *grande nation*, und insofern trägt die *tres grande bibliothèque* jetzt freilich mit doppeltem Recht den Namen François Mitterands.

All dies illustriert die gesellschaftliche, auch politische Bedeutung kultureller Erinnerung am Beispiel der Bibliothek. Freilich nicht zufällig am Beispiel der Bibliothek: In der Geschichte des kulturellen Gedächtnisses bedeutet bis heute die Erfindung der Schrift den tiefsten Einschnitt – seit Karl Jaspers trägt er den Namen ‚Achsenzeit‘ – und es sind nicht zuletzt die Bibliotheken, welche ihn stabilisieren. Kulturen jenseits dieser Schwelle, und es gibt sie noch heute, Kulturen ohne Schrift lassen sich in einem allgemeinen Sinne durch das charakterisieren, was man mit Assmann »rituelle Kohärenz« nennen könnte. Fest und Ritus nämlich sind die Orte, an denen hier die Kommunikation kulturellen Sinns geschieht. »Nicht-lesende Gesellschaften lassen sich daher positiv charakterisieren als feiernde Gesellschaften.«³ Sie wissen, was sie wissen, allein im kommunikativen, im rituellen Vollzug. Wissen ist in solchen Kulturen stets körpergebunden, es kann nicht in der Latenz von Speichern abgelegt werden und insofern weiß man allein, was in steter Wiederholung im Fest aktualisiert wird. Was aber aus der Präsenz ritueller Vergegenwärtigung herausfällt, ist nicht wieder zu holen – ein uns fast vollständig fremdes Paradigma von Geschichte und Identität.

Fremd ist es auch deswegen, weil unser kulturelles Wissen, unser kollektives Gedächtnis wesentlich eben an jene Institution der Bibliothek gebunden ist, welche das Wissen schriftloser, nicht-lesender Gesellschaften kaum und dann allenfalls indirekt tradieren kann. In der Perspektive kultureller Erinnerung ist die Bibliothek eine der zentralen Institutionalisierungsformen des Gedächtnisses schriftgestützter Gesellschaften. Und sie übernimmt insofern nicht wenige

³ Jan Assmann: Lesende und nichtlesende Gesellschaften. Zur Entwicklung der Notation von Gedächtnisinhalten. In: *Forschung & Lehre* 1/2 (1994), S. 28-31, hier S. 30; sehr viel ausführlicher dazu Assmanns unter Anm. 4 angeführte Arbeiten.

jener Funktionen, welche in nicht-lesenden Kulturen dem Fest, dem Ritus und dem körpergebundenen *brain memory* seiner Teilnehmer zufallen. Auf dieser, zugegeben sehr generellen Beschreibungsebene gibt es also eine gewisse Äquivalenz der Funktionen von Fest und Bibliothek (und deswegen auch eine historisch sehr lang dauernde Komplementarität: man denke nur an barocke Hoffeste und fürstliche Wunderkammern). So gesehen aber kann man, wenn man die nicht-lesenden Gesellschaften als feiernde charakterisiert, mit gleichem Recht die lesenden Gesellschaften als nicht-feiernde Gesellschaften auffassen. In nicht wenigen Bereichen ihres kulturellen Lebens verkümmern die Feste, werden sie unselbstverständlich und schwierig oder virtualisieren sich zum Medienereignis, das vor den Augen unbeteiligter und isolierter Fernsehzuschauer abläuft. So wenig man gleichzeitig lesen und feiern kann, sowenig kann man gleichzeitig feiern und fernsehen oder im Internet surfen.

Nun will ich hier keineswegs das Lamento oder die Melancholie wohlfeiler Fortschrittskritik artikulieren. Die romantische Sehnsucht nach zerbrochenen Unmittelbarkeiten wäre mir eher fremd; und außerdem, auf eine gewisse Weise feiern wir ja. Es geht also weniger um Verlustbilanzen, als vielmehr um die Leistungen jener Formationen, in denen Gesellschaften als lesende sich und ihr kollektives Gedächtnis einrichten. Diese Leistungen sind fundamental und ungeheuer: Die Schrift und mit ihr die Bibliothek sind es, die zuallererst die quantitativen Explosionen des Wissens ermöglichen, seine atemberaubenden Ausweitungen in sachlicher, räumlicher und zeitlicher Hinsicht, seine fortschreitende Dynamisierung auch. Die Schrift, indem sie Text im Wortlaut zu speichern ermöglicht, schreibt kulturellen Sinn gerade nicht fest, sondern setzt ihn der Veränderung aus. Man muß den Text nicht stetig wiederholen, weil man ihn aus dem Speicher der Bibliothek immer wieder holen kann. Schrift entlastet vom Repetitionszwang des Rituals, sie rückt indes einen Variationszwang an seine Stelle. Man muß nicht mehr sagen, was immer schon gesagt, sondern schreiben, was noch nie geschrieben worden ist. Daran zumal hängt die Erfindung der Privilegierung des Neuen, hängen Kategorien wie Originalität, Innovation und Fortschritt. Daran hängen zuvor aber auch qualitative Veränderungen des Wissens, nämlich das Reflexivwerden von Traditionen und Geschichte: die Möglichkeit zur Distanz kollektiver und individueller Selbstthematisierung, das also, was wir Reflexion nennen, und damit letztlich unsere Formen rationalen Denkens.

Zugleich forciert der wachsende Variationszwang von Schriftkultur aber auch das Vergessen. Die Privilegierung des Neuen mindert die Geltung des

Alten, läßt es auch der Amnesie anheimfallen. Das Fließen der Tinte und der Lethe-Strom gehören zusammen. Doch ist dies Vergessen in Schriftkulturen tendenziell gleichfalls ein anderes: Kulturelles Wissen verschwindet hier nicht immer unwiederbringlich. Es kann jetzt in die Latenz der Schriftspeicher absinken, etwa die Bibliotheken, und darin vorrätig bleiben für spätere Reaktualisierung, spätere Erinnerung. Damit es das Neue als neues geben kann, muß es das Alte geben als altes: Die Vergangenheit muß vergangen sein, aber sie darf nicht uneinholbar fremd werden. Eine fundamentale und kaum substituierbare Gedächtnis-Leistung der Bibliothek liegt genau in der Sicherung dieser eigentümlich paradoxen Funktion, in der Ermöglichung, daß das Vergangene als Vergangenes wieder angeeignet werde. Man kann das eine Re-Präsentationsleistung nennen: die Ermöglichung von Wiedervergegenwärtigung.

Diese Leistung weitet die Bibliothek fortschreitend aus. Gleichzeitig wächst den Schriftkulturen in der Dialektik von Erinnern und Vergessen das schriftlich gespeicherte Wissen immer weiter an. Und dies allmählich in solchem Ausmaß, daß es nicht mehr in seiner Gesamtheit bezogen werden kann auf ein aktuelles Bewußtsein, sei es individuell, sei es kollektiv. Und das bedeutet anders gesagt: Das gespeicherte Wissen differenziert sich in latentes und präsent Wissen. Der Sinnvorrat überhaupt und das, was ihm die aktuellen Kommunikationen einer Gesellschaft je entnehmen, unterscheidet sich immer deutlicher. Kulturen also entstehen, deren Probleme auch in Sinn- und Wissensüberschüssen liegen – man kann sagen: in der Größe ihrer Bibliotheken.

Dies ist nach dem Übergang zur Schriftkultur der zweite epochale Veränderungsvorgang, an welchen ich hier erinnern möchte. In allen alten Schriftkulturen ist auch das, was in den Speichern von Schrift und Bibliothek an Wissen und kulturellem Sinn aufbewahrt wurde, zumindest potentiell stets noch in seiner Gesamtheit beziehbar gewesen auf individuelle und kollektive Sinnbildung. Es gab Subjekte, welche Träger des kollektiven Gedächtnisses noch sein konnten. Die letzten dieser Träger markieren jene historische Phase, in welcher die Speicher latenten Wissens und die Prozesse kultureller Sinnaktualisierung endgültig auseinandertreten. Die Universalgelehrten der Renaissance sind diese letzten individuellen Träger des kollektiven Gedächtnisses.

An ihre Stelle tritt zur gleichen Zeit die Universalbibliothek. Sie erreicht indes die ungeheure Ausweitung ihrer Speicherkapazitäten, indem sie nicht nur Produktion, Reproduktion und Distribution von Schrift auf andere Instanzen überträgt, etwa Autoren, Setzer, Drucker, Verleger, Buchhändler, sie gibt auch die Textauslegung, die Traditions- und Sinnbildung selbst ab, zum

Beispiel etwa an Schulen und Universitäten. Um diesen Preis sozusagen kann in der Universalbibliothek das Erinnern total werden. Im Prinzip unterscheidet sie nicht und kann sie nicht unterscheiden zwischen dem Erinnerungswürdigen und dem Vergeßbaren. Sie selektiert nicht mehr und wenn sie ordnet, dann im Grundsatz nach ihren eigenen pragmatischen Regeln. Spätestens als man begann, die Folianten und die Duodezbändchen aus Platzgründen nach ihrer Größe zu sortieren, setzte in der Bibliothek ein Prozeß ein – und mit der Einführung der *numerus currens* ist er wohl noch nicht an sein Ende gekommen –, welcher die Ordnung der Bücher im Speicher immer weiter ablöst von den Ordnungen des gesellschaftlich präsenten Wissens. Die Speicherleistung dieser großen Bibliothek beruht geradezu darauf, daß sie intern nicht selektiert und eine bedeutungsvolle Ordnung des gespeicherten Wissens weitgehend durch dessen funktionale Ordnung ersetzt. Insofern wird sie zum Labyrinth und muß also Ariadnefäden erfinden: Sekundäre Navigationssysteme wie etwa den Katalog. Sinnstiftende Auswahl, traditions- und orientierungsverbürgende Verknüpfungen des gespeicherten Wissens aber ermöglicht der Katalog zwar, doch bewirkt er sie selbst noch nicht. Sie müssen separat organisiert werden. Dies ist übrigens in gewisser Weise eine sehr alte Einsicht: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig, so schreibt (!) schon Paulus den Korinthern (2.Kor. 3,6). Funktional komplementär zur Universalbibliothek bedarf es also jener Institutionen, welche es zu ihrer Aufgabe machen, das gespeicherte Wissen – selektierend und strukturierend – wieder einzuführen in die gesellschaftlichen Sinn- und Identitätsbildungsprozesse: etwa die Schulen und Universitäten mit ihren Text- und Wissenskanons oder – wie bei Fischart – die Satire auf die Buchkultur oder auch die kirchliche Zensur. Der »*Index librorum prohibitorum*« und die Universalbibliothek werden keineswegs zufällig gleichzeitig im 16. Jahrhundert erfunden, und unsere Kultur kennt die Konfiguration in radikalisierte Form: Zum WWW gehört ebenfalls eine Zensurdebatte.

Was ich hier skizziere, kann man einen Prozeß der funktionalen Ausdifferenzierung der Instanzen zur Speicherung und zur Prozessierung von kulturellem Wissen nennen. Dieser Prozeß ist für alle modernen Organisationsformen des kulturellen Gedächtnisses von ebenso grundlegender und schwer zu überschätzender Bedeutung wie zuvor die Erfindung der Schrift.

Man kann ihn übrigens auch in einer ganz vereinfachenden Typologie historischer Lektüreformen beschreiben: In allen alten Schriftkulturen nämlich ist der Leser mit der Schriftrolle oder dem Codex nicht allein. Das Weisheitswissen des Textes erschließt sich ihm erst im Gespräch mit dem Lehrer und dieses

ist von der Lektüre noch nicht unterschieden. Zur schriftlichen Kommunikation gehören ursprünglich also drei: der Leser, der Text und der Lehrer; so auch in der Kultur der mittelalterlichen Mönche und bis heute etwa in der jüdischen Talmud- oder der islamischen Koranschule. Die Erfindung ‚einsamer‘ Lesesituationen und mit ihr die Erfindung einer Verstehenskunst, welche der Schrift nicht nur die Sprachgestalt eines Textes, sondern zudem seine Sinngestalt abzulesen weiß, die Erfindung der Hermeneutik also, schließlich die Erfindung eines kulturellen Wissens auch, das nicht stets zugleich Weisheit verbürgt: All dies sind relativ junge Erfindungen. Sie lösen die Triade von Leser, Text und Lehrer sukzessive auf in zwei Dyaden – Leser und Text, Lehrer und Schüler –, welche sich getrennt, aber funktional verklammert institutionalisieren lassen: in der Bibliothek und in den Organisationen des Bildungssystems. Und selbstverständlich kann man die Kommunikationen hier wie da ihrerseits wieder verschriftlichen; im Fall des lebendigen Austausches von Leser und Text entsteht dabei dann etwa das, was Bibliothekare so besonders lieben: Glossen, Randnotizen, Anstreichungen.

Ich breche meine Bemerkungen hier ab. Es mag auffallen, daß von den digitalen Speichern, Prozessoren und Netzen nicht die Rede war, obwohl sie ja die Debatte nicht nur über die Bibliothek gegenwärtig dominieren. Auf der hier gewählten Beobachtungsebene scheinen allerdings die neuen Medien sich darzustellen nicht so sehr als Instrumente der Überwindung, sondern eher der Radikalisierung jener Prinzipien der Schriftkultur, um welche es hier ging. Insofern meinte ich mich konzentrieren zu dürfen: einerseits auf Ritual und Schrift, Bibliothek und Fest, andererseits auf Grundbedingungen der Bibliothek in den Prozessen des kulturellen Gedächtnisses und der kollektiven Wissensproduktion und Sinnbildung. Und das heißt in unserem Fall etwa: Determinanten des Verhältnisses von Bibliothek und Wissenschaft.

Es versteht sich: Auch wir brauchen immer noch die Feste, freilich unsere eigenen. Doch an jenem systematischen Ort des kulturellen Gedächtnisses, an welchem schriftlose Kulturen das Fest haben, sind wir gewissermaßen auf beides angewiesen: auf die Bibliothek und die Wissenschaft, den Wissensspeicher und die Universität. Selbst wenn wir feiern, gelingt das ja offenbar kaum ohne den schriftlichen Text einer Ansprache, deren Entstehung auch des Gedächtnisses der Bibliothek bedurfte⁴ und die ab- und vorgelesen werden muß.

⁴ Die hier vorgetragenen Überlegungen stützen sich im Ganzen wie in nicht wenigen Einzelaspekten vor allem auf die folgenden Arbeiten: Aleida Assmann / Jan Assmann / Christoph Hardmeier (Hgg.), *Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation*. (Archäologie der literarischen Kommunikation ; 1) München: Fink, 1993. – Aleida Assmann / Jan

Übrigens: Vor allen äußeren Zwängen liegt in dem hier historisch ein wenig zurückverfolgten Aufeinander-Angewiesensein von Wissensspeicher und Wissenschaft die eigentliche Rationalität der Integration einer gleichermaßen traditionsreichen und traditionsmächtigen Büchersammlung wie der „Sächsischen Landesbibliothek“ mit einer Universitätsbibliothek, die sich in Dresden vollzieht. Dieser Zusammenhang freilich, dieses Zusammenwirken ist an Voraussetzungen gebunden, wenn es funktionieren soll im Sinne des kulturellen Gedächtnisses, der Traditionsverbürgung, der Selbstreflexion und Selbstidentifikation. In der technischen Metaphorik, derer man sich heute so gerne bedient, ließe sich etwa sagen: Speicher und Prozessor müssen kompatibel sein. Deswegen kann es universitäre Wissenschaft in Forschung und Lehre nicht geben ohne eine Bibliothek, die mehr ist als im marktgängigen Sinne leistungsfähig und effizient, anderes als lediglich ein Informationsmedium für Nutzer. Vielmehr eine den Menschen gemäße Bibliothek, »ansprechend, bequem und freundlich« – so hat es die UNESCO formuliert –, vielleicht zuweilen sogar heiter; eine Bibliothek für Leser, welche die Lektüre vom okkasionellen Austausch informationeller Bits zu unterscheiden wissen: als eine Lebensform und eine Form der Arbeit an unserem kulturellen Gedächtnis. Es muß also eine Bibliothek sein, in welcher neben allem, was sich von selbst versteht, auch dies möglich ist: daß wir »die Größe unserer Unwissenheit entdecken« und zwar »ohne Beschämung«! So

Assmann (Hgg.), *Kanon und Zensur*. (Archäologie der literarischen Kommunikation ; 2) München: Fink, 1987. – Aleida Assmann (Hg.), *Weisheit*. (Archäologie der literarischen Kommunikation ; 3) München: Fink, 1991. – Aleida Assmann / Dietrich Harth (Hgg.), *Mnemosyne*. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung. (Fischer Wissenschaft) Frankfurt/Main: Fischer, 1991. – Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis*. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen. München: Beck, 1992. – Walter Haug / Rainer Warning (Hgg.), *Das Fest*. (Poetik und Hermeneutik ; 14) München: Fink, 1989. – Anselm Haverkamp / Renate Lachmann (Hgg.), *Memoria*. Vergessen und Erinnern. (Poetik und Hermeneutik ; 15) München: Fink, 1993. – Ivan Illich: *Im Weinberg des Textes*. Als das Schriftbild der Moderne entstand. Ein Kommentar zu Hugos „Didascalicon“. Aus dem Englischen von Ylva Eriksson-Kuchenbuch. (Luchterhand Essay) Frankfurt/Main: Luchterhand, 1991. – Jan-Dirk Müller: *Universalbibliothek und Gedächtnis*. Aporien frühneuzeitlicher Wissenskodifikation bei Conrad Gesner. (Mit einem Ausblick auf Antonio Possevino, Theodor Zwinger und Johann Fischart). In: Wolfgang Frühwald / Dietmar Peil / Michael Schilling / Peter Strohschneider (Hgg.), *Erkennen und Erinnern in Kunst und Literatur*. Tübingen: Niemeyer, 1997 [in Vorbereitung]. – Otto Gerhard Oexle (Hg.), *Memoria als Kultur*. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte ; 121) Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1995. – Karl-Siebert Rehberg: *Institutionen als symbolische Ordnungen*. Leitfragen und Grundkategorien zur Theorie und Analyse institutioneller Mechanismen. In: Gerhard Göhler (Hg.), *Die Eigenart der Institutionen*. Zum Profil politischer Institutionentheorie. Baden-Baden: Nomos, 1994, S. 47-84. – Horst Wenzel: *Hören und Sehen, Schrift und Bild*. Kultur und Gedächtnis im Mittelalter. München: Beck, 1995.

hat es der Bischof von Durham, Richard de Bury, zu Anfang des 14. Jahrhunderts in einem Traktat über die Liebe zu den Büchern formuliert.⁵ Wir würden heute vielleicht eher mit einem anderen Büchernarren und ‚Bibliotheksexperten‘, mit Umberto Eco, von jener »Hauptfunktion einer Bibliothek« sprechen, welche eben nicht allein in der Belieferung der Benutzer mit jenen Werken liegt, die sie suchen (dies natürlich auch), sondern vor allem in der »Möglichkeit zur Entdeckung von Büchern, deren Existenz wir gar nicht vermutet hatten«⁶ und die uns gerade deswegen wichtig werden.

Und umgekehrt natürlich: Eine solche Bibliothek braucht eine Hochschule, in welcher Wissenschaft auch anderes ist und sein kann als die Produktion von unmittelbar verwertbarem Ergebnis-output. Sie braucht eine Universität, die sich versteht als jener Ort, an welchem sich die Gesellschaft Wissen in wissenschaftlich rationaler Form verschafft – auch Wissen über sich selbst und ihre Wissenschaft; eine Universität, in welcher der Begriff des akademischen Gesprächs, des Diskurses, der Reflexion nicht immer schon durch den Begriff des Nutzens ersetzt ist. Das Sächsische Hochschulgesetz hat dafür übrigens (im Gefolge des derzeit noch gültigen Hochschulrahmengesetzes) ein etwas altertümliches, aber schönes und – recht besehen – so ernstes wie anspruchsvolles Wort: das der Pflege (§ 4). Die Bibliothek braucht eine Universität, die in diesem Verstande der Pflege der Wissenschaften und Künste dient. In ihr muß also die Erforschung unserer Wirklichkeit die Fragen nach unseren vergangenen und zukünftigen alternativen Möglichkeiten einschließen. Hier darf die Frage danach, was wir in der Gesellschaft und in der Wissenschaft sollen, nicht schon beantwortet sein mit dem intellektuell einigermaßen schlichten Hinweis darauf, was wir können. Erst in einer solchen Universität kann in unabschließbarer Reflexion jenes Wissen aus seiner Latenz entbunden werden, das im großen Gedächtnis der Bibliothek gespeichert ist. Erst hier läßt sich dieses Wissen immer wieder auf aktuelles Bewußtsein so beziehen, daß aus dem rationalen und reflexiven Bedenken seiner sinnhaften Potentiale Orientierung hervorgehen kann – für den Einzelnen wie für die Gesellschaft. Solche Wirksamkeit der Bibliothek und mit ihr der Wissenschaft liegt dem voraus, was mit Ausdrücken wie Nutzen oder Effizienz beschreibbar wäre. Sie ist nämlich die Bedingung

⁵ Philobiblon, das ist der Traktat des Richard de Bury über die Liebe zu den Büchern. Erstmals aus dem Lateinischen übertragen von Franz Blei. Neu hrsg. und eingeleitet von Martin Lehnert. Leipzig: Insel, 1989, S. 30.

⁶ Umberto Eco; Die Bibliothek. Aus dem Italienischen von Burkhart Kroeber. München; Wien: Hanser, 1987, S. 24.

ihrer Möglichkeit wie zugleich die Voraussetzung einer humanen, freundlichen und über sich selbst sich aufklärenden Gesellschaft. Und es mag sein, daß darum noch immer (und immer wieder) auch lesende Gesellschaften zuweilen feiern müssen, damit sie dessen inne bleiben.